



Leseprobe aus Pressler, Dunkles Gold, ISBN 978-3-407-81238-4

© 2019 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81238-4)

isbn=978-3-407-81238-4

Ich ging in mein Zimmer, kam mit einer Handvoll Blätter zurück und legte das erste vor ihn auf den Tisch. Das Deckblatt zeigte die *Alte Synagoge* im Licht des Vollmonds, darunter stand:

1349 – In Erfurt war es dunkel – nicht nur bei Nacht.

Dann legte ich die anderen Zeichnungen vor ihn hin. Alexej betrachtete sie und stellte plötzlich, ohne den Kopf zu heben, eine Frage, auf die ich nicht vorbereitet war. »Ich wollte dich schon die ganze Zeit etwas fragen: Warum hast du mich eigentlich angesprochen?«

Ich antwortete wahrheitsgemäß, ohne zu merken, dass ich in eine Falle tappte, von der ich nichts geahnt hatte: »Weil du Jude bist.«

Auf einmal war alles anders. Ein Schatten schien über sein Gesicht zu fallen, als hätte sich plötzlich eine dunkle Wolke vor die Sonne geschoben, seine Augen verengten sich, auf seinem Gesicht zeigten sich rote Flecken. Es war eine Stimmung wie vor einem Gewitter – das Licht verändert sich, man spürt die Spannung, die in der Luft liegt. Eine unangenehme Spannung. Ich fühlte, wie meine Bauchdecke hart wurde und mir das Zwerchfell bis in den Hals drückte. Meine Hände fingen an zu zittern, meine Finger wurden steif.

Ich hatte die falsche Antwort gegeben, das war mir sofort klar, irgendetwas war geschehen, was ich nicht verstand. Alexej warf einen Blick auf seine Armbanduhr und sagte, ohne mich anzuschauen: »Ich muss jetzt gehen.«

Das war alles. Er ging und ließ mich zurück.

1 Der Schatz

Ich war so naiv gewesen. Obwohl mir »naiv« damals als letztes Adjektiv eingefallen wäre, um mich zu beschreiben, ich hielt mich eher für misstrauisch und skeptisch, auf jeden Fall für klug genug, Zusammenhänge zu verstehen und einzuordnen. Trotzdem war etwas geschehen, was ich nicht verstand.

Wenn man von früheren Ereignissen erzählt, erkennt man plötzlich Dinge, die man vorher nicht gesehen hat, findet manches wichtig, was man nur nebenbei wahrgenommen hat, oder man stellt fest, dass man sich grundlos aufgeregt oder geärgert hat, Überflüssiges gedacht und getan hat, und dass manches, was einem schrecklich vorkam, im Grunde nur banal war. Oder umgekehrt. Denn in dem Moment, in dem man eine Situation erlebt, ist es unmöglich zu wissen, ob sie später irgendeine besondere Bedeutung haben wird oder nicht.

So geht es mir heute, wenn ich an die vielen Streitereien mit meiner Mutter denke, übers Aufräumen, nicht erledigte Aufträge, nicht eingehaltene Versprechungen. Es ist nicht so, dass ich mich jetzt nicht mehr über sie ärgere, aber manchmal denke ich, was soll's, in einem Jahr sieht alles anders aus. Und ich glaube, meine Mutter empfindet es mir gegenüber ganz ähnlich. Wenn wir uns heute streiten, habe ich oft das Gefühl, als würden wir aus lauter Gewohnheit ein altes Spiel

weiterführen, ein Spiel, über das wir manchmal sogar lachen können. Und wir können miteinander sprechen. Das ist erstaunlich, denn ich habe früher sehr wenig gesprochen. »Verschlossen wie eine Auster«, hat meine Mutter oft geklagt, »die Schalen schön fest geschlossen halten. Es könnte ja jemand auf die Idee kommen, sie aufzubrechen, um nach einer Perle zu suchen.«

Man weiß auch nicht wirklich, an welcher Stelle der Geschichte man mit dem Erzählen anfangen soll, was nichts mehr mit ihr zu tun hat oder bereits dazugehört. Ich habe beschlossen, mit meiner fixen Idee anzufangen, auch wenn ich nicht sagen kann, wann genau sie entstanden ist.

»Wie bist du eigentlich auf diese Idee gekommen?«, hat Alexej mich gefragt, als ich ihm zum ersten Mal einige zusammengeheftete Blätter überreicht habe. Ich habe nur mit den Schultern gezuckt. »Keine Ahnung. Manche Ideen sind plötzlich da, ohne dass man vorher darüber nachgedacht hat, es ist, als wären sie vom Himmel gefallen.«

Doch eigentlich glaube ich das nicht. Vermutlich schleichen sich Ideen heimlich ein, sind anfangs nur flüchtige Gedankenketten, die aufblitzen und sofort wieder verschwinden, weil sie von anderen Überlegungen verdrängt werden oder sich in ihnen auflösen. Trotzdem bleiben sie in irgendwelchen Winkeln des Gehirns hängen und warten auf eine günstige Gelegenheit, um wieder aufzutauchen.

Vielleicht hatte sich der Anfang zu meiner Idee bereits in meinen Gedanken festgesetzt, als es in der Schule mal wieder um den Schatz ging und Frau Küppers sagte, wir sollten uns doch mal vorstellen, wie vierzehn-, fünfzehnjährige jüdische Kinder in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Erfurt wohl gelebt

haben, und sofort hatte sie hinzugefügt: »Laura, du könntest doch mal ein Referat über dieses Thema halten, deine Mutter weiß bestimmt viel darüber.«

Ich spürte, wie Ärger in mir aufstieg, ich ballte die Fäuste und schüttelte heftig den Kopf. Nicht schon wieder! Ich hatte keine Lust, ein Referat über irgendetwas zu halten, was mit dem Schatz oder dem jüdischen Leben in Erfurt zu tun hatte, mir gingen die Gespräche darüber, die mich so ungefähr seit meiner Geburt verfolgten, auf die Nerven. Der Schatz war das ewige Thema meiner Mutter, und ich hatte nicht die geringste Lust, es von mir aus anzuschneiden. Im Gegenteil, ich setzte meine ganze Geschicklichkeit ein, ihm auszuweichen.

Den nächsten Anstoß für meine Idee bekam ich ein paar Wochen später, als ich meine Mutter aus irgendeinem Grund, den ich vergessen habe, fragte, ob es eigentlich heute noch Juden in Erfurt gäbe. An ihre Antwort erinnere ich mich ganz genau.

»Nicht *noch*, sondern *wieder*«, sagte sie.

»Kennst du welche?«

Sie nickte. »Du auch. Erinnerst du dich an den alten Mann von der Weinhandlung in der Rumpelgasse?«

»Klar«, sagte ich, »der mit dem witzigen Schild im Schaufenster, über das wir immer gelacht haben: *Im Weinhaus hier, da gibt's auch Bier.*«

»Ja«, sagte meine Mutter, »ja, der Spruch war irgendwie rührend. Herr Bamberger, der Inhaber, war Jude. Ich nehme an, dass er inzwischen gestorben ist, die Weinhandlung gibt es jedenfalls seit über zwei Jahren nicht mehr, jetzt ist dort ein Laden für Modeschmuck. Und was Juden betrifft: Bei uns im Institut haben wir eine jüdische Assistentin, und im Klinikum

arbeiten, soviel ich weiß, zwei jüdische Ärzte. Es gibt in Erfurt sogar eine jüdische Gemeinde, allerdings hauptsächlich wegen der vielen Einwanderer aus Russland, denn die Juden, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Erfurt gekommen sind, sterben langsam aus. Übrigens, du müsstest auch einen jüdischen Jungen bei dir in der Schule kennen, den Sohn eines Professors an der Uni, Tschernowitzer heißt er.«

Ich schaute sie verblüfft an. »Alexej Tschernowitzer? Er geht in meine Parallelklasse, aber ich habe nicht gewusst, dass er Jude ist. Ich habe immer nur gehört, dass er aus Russland stammt, alle nennen ihn ›den Russen‹.«

Meine Mutter nickte. »Stimmt, Professor Tschernowitzer ist aus Russland gekommen und lehrt Slawistik, irgendjemand hat mir mal gesagt, er sei Jude. Seine Frau ist ebenfalls Dozentin, in Jena, Pharmazeutin mit Schwerpunkt mittelalterliche Heilpflanzen, glaube ich. Ich habe ihn ein paarmal getroffen, seine Frau allerdings noch nicht.«

Der Russe war also ein Jude, zumindest dachte das meine Mutter und im Allgemeinen hatte sie recht. Ich fand das spannend, für mich waren Juden bis dahin nur mit historischen Ereignissen wie zum Beispiel dem Schatz oder mit dem Holocaust verbunden gewesen, und natürlich mit Israel, das in den Nachrichten oft »der Judenstaat« genannt wird. Abfällige Bemerkungen über Juden fielen mir ein, sie wurden als »grausame Aggressoren« bezeichnet, wenn an der Grenze zu Gaza israelische Soldaten arabische Zivilisten erschossen oder wenn im Westjordanland neue jüdische Siedlungen gebaut wurden. Und natürlich hatte ich auch von dem wachsenden Antisemitismus in Deutschland gehört. »Du Jude« galt unter Schülern ebenso als Schimpfwort wie »du Loser« oder »du Opfer«.

Wussten die anderen überhaupt, dass »der Russe« eigentlich ein Jude war?

Meine Neugier war geweckt, ich fing an, diesen Alexej Tschernowitzer in den Pausen zu beobachten. Er hatte offenbar nicht viele Freunde, er lief selten mit anderen Jungen herum, sondern stand meist irgendwo am Rand des Schulhofs und spielte mit seinem Handy, ein ziemlich großer, schlaksiger Junge, der erstaunlich gut aussah, was sogar mir auffiel, obwohl ich mich überhaupt nicht für Jungs interessierte. Ein Aufreißertyp, hätte man meinen können, aber dafür zog er sich zu unauffällig an, Jeans und einfache dunkle T-Shirts, er hatte auch keine Tattoos oder Piercings, zumindest keine sichtbaren. Und seine Haare waren einfach nur ziemlich lang und lockig, ohne ausrasierte Streifen oder Ecken.

»Kennst du ›den Russen?«, fragte ich Vanessa, von der ich annahm, dass sie alle Jungs der Schule kannte. Sie lachte und sagte: »Nicht besser als du. Schade eigentlich, der wäre wirklich ein Sahnestückchen. Aber er scheint sich nicht für Mädchen zu interessieren, jedenfalls habe ich ihn noch nie mit einer gesehen. Vielleicht ist er ja schwul. Die hübschesten Jungen sind immer schwul, sagt meine Schwester, und die muss es ja wissen, ihr bester Freund ist schwul.«

Vanessas Verdacht kam mir plausibel vor, auch wenn es mir egal war, ob der Russe schwul war oder nicht. Jedenfalls stand er in den Pausen meist allein unter der Kastanie am Zaun und starrte auf sein Handy, nur manchmal spielte er mit ein paar anderen Jungs Basketball. Ein paar Tage lang nahm ich Anlauf, um ihn anzusprechen, gab das Vorhaben aber jedes Mal wieder auf und ging zurück. Wie spricht man einen Jungen an, mit dem man noch nie ein Wort geredet hat? Hey du, ich möch-

te dich gern ein bisschen ausfragen? Das wäre zwar die Wahrheit, klang aber absolut bescheuert. Oder sollte ich sagen: Hey du, ich möchte dich gern kennenlernen? Das klang erst recht blöd. Außerdem hätte er es für simple Anmache halten können und das wäre mir noch peinlicher gewesen. Deshalb ließ ich es lieber bleiben.

Der wichtigste Schritt, der zur Geburt meiner Idee führte, geschah aber, als ich der verschwommenen, eher nebelhaften Gestalt in meinem Kopf einen Namen gab. Denn um wirklich an jemanden als Person zu denken, braucht es einen Namen. Ein Name ist untrennbar mit einem Gesicht, einer Stimme, mit Bewegungen und mit bestimmten Gedanken verbunden, an die man sich sofort erinnert, wenn dieser Name auftaucht.

Rachel bekam ihren Namen an jenem Abend Ende August oder Anfang September, als Tamara bei uns zu Besuch war, eine ehemalige Studienkollegin meiner Mutter, die sie zufällig auf einem Kongress in Berlin wiedergetroffen und nach Erfurt mitgebracht hatte. »Sie sieht toll aus«, hatte sie am Telefon gesagt, »noch genau wie damals, als sie allen Kommilitonen den Kopf verdreht hat.«

Und es stimmte, sie sah wirklich toll aus, diese Tamara, ich konnte gar nicht anders, als sie immer wieder neugierig anzuschauen. Sie war größer als meine Mutter und irgendwie üppig, nicht dick, aber mit Rundungen, die meine Mutter nicht hatte. Wenn sie sich vorbeugte, fiel das Licht der Hängelampe auf ihre roten Haare, die dann glitzerten, als würden sie Funken sprühen.

Wir hatten zu Abend gegessen, und ich war so beeindruckt von unserer Besucherin, dass ich freiwillig anbot, den Tisch abzudecken. Ich blies die Kerzen aus, räumte das Geschirr

in die Spülmaschine und Käse, Schinken und Butter in den Kühlschrank, bevor ich ins Wohnzimmer zurückging. Meine Mutter und Tamara hatten es sich, jede mit einem Glas Wein, in den Sesseln bequem gemacht und waren, wie Leute es tun, die sich lange nicht gesehen haben, in Weißt-du-noch-Geschichten vertieft. Ich setzte mich mit meinem Zeichenzeug zu Herrn Schneider aufs Sofa.

»Weißt du noch, wie du einmal fast das ganze Wohnheim abgefuckelt hast, weil du mit deinem Kopfkissen einer brennenden Kerze auf dem Nachttisch zu nah gekommen bist?«, fragte meine Mutter. »Mein Gott, haben die verbrannten Federn gestunken. Ich meine es sogar jetzt noch zu riechen, wenn ich daran denke.«

»Oder wie du dir mal den Knöchel gebrochen hast, weil du beim Lernen zu lange die Füße um die Stuhlbeine gewickelt hattest und zu heftig aufgesprungen bist, als das Telefon klingelte?«, sagte Tamara. »Ich habe wochenlang den Putzdienst für dich übernehmen müssen.«

Meine Mutter nickte und schaute versonnen vor sich hin. »Und weißt du noch, wie wir bei der Fete dieses Medizinstudenten aus dem ersten Stock so versumpft sind, dass wir zwei Tage lang im Bett gelegen haben? Mein Gott, was hatten wir für einen Kater!«

»Das war nicht das erste Mal«, sagte Tamara. »Und es hat dich nicht davon abgehalten, mit diesem Sebastian etwas anzufangen und von der großen Liebe zu träumen.«

Sie kicherten wie zwei Schulmädchen und schienen meine Anwesenheit vergessen zu haben.

Ich hatte keine Lust, ihnen zuzuhören, ich griff nach Block und Bleistift und zeichnete die beiden Frauen, die nicht auf

mich achteten. Das Bild gelang mir nicht schlecht. Kein Wunder, meine Mutter hatte ich schon oft genug gezeichnet, und Tamara war mit ihren runden Augen, der Stupsnase und den vollen Lippen ein Geschenk für jeden Porträtisten, auch in Schwarz-Weiß, also ohne das auffallende Rot ihrer Haare, die natürlich gefärbt waren, aber super aussahen.

Nach den letzten Strichen stand ich auf. »Ich mache jetzt mit Herrn Schneider unseren Abendspaziergang«, sagte ich, und die beiden starrten mich an, als hätten sie mich noch nie gesehen, als wäre ich gerade in diesem Moment vom Mond gefallen.

Jeder hat seine Reizworte, auf die er sozusagen auch im Tiefschlaf reagiert. Herr Schneider stand sofort auf, als er »Abendspaziergang« hörte, streckte sich, stieg steif wie ein alter Mann vom Sofa und stakste zur Tür.

Ich riss die Zeichnung aus dem Block und hielt sie Tamara hin. »Schau, das seid ihr beiden«, sagte ich und fügte überflüssigerweise hinzu: »Es ist nur eine Karikatur.«

»Stimmt«, sagte Tamara. »Meine Nase ist noch stupziger und meine Augen sind noch kulleriger als in echt, und was für einen Mund du mir geschenkt hast, was für Lippen! Toll! Kathrin hat mir auf der Fahrt hierher schon erzählt, wie gut du zeichnest. Aber dass du so gut bist, hätte ich nicht gedacht. Schenkst du mir das Bild?«

Ich nickte und wandte das Gesicht ab, um zu verbergen, dass mir das Blut in den Kopf stieg. Zu viel Aufmerksamkeit bekam mir nicht, ich hielt sie ebenso wenig aus wie zu viel Nichtbeachtung, an die ich allerdings gewöhnt war.

Herr Schneider warf mir von der Tür aus einen vorwurfsvollen Blick zu, als wollte er sagen: Mach schneller, ich muss mal, lass mich gefälligst nicht so lange warten.

Ich leinte ihn an, steckte mir zwei Kotbeutel in die Hosentasche und überlegte kurz, ob ich meine Jacke anziehen sollte. Aber ich ließ es bleiben, es war noch warm genug, mein langärmeliges T-Shirt reichte mir. Außerdem war mir die Jacke an den Ärmeln zu kurz geworden, das war mir peinlich, ich wollte nicht, dass Tamara mich so sah, so kindlich, meine ich. Ich machte die Tür auf und wir zogen los.

Meine Mutter und Tamara hatten sich zwei Jahre lang ein Zimmer im Studentenwohnheim geteilt und sich dann, wie meine Mutter es formuliert hatte, aus den Augen verloren. Ich überlegte, als ich die Treppe hinunterging, wie zum Teufel man sich aus den Augen verlieren konnte, wenn man sich wirklich gern hatte.

Wir, Herr Schneider und ich, gingen die Moritzstraße entlang zur Michaelisstraße. Das war nicht nur der kürzeste Weg ins Zentrum, ich war auch einfach daran gewöhnt. Bei uns drehte sich damals alles nur um die Michaelisstraße. Das lag natürlich daran, dass meine Mutter schon seit vielen Jahren mit dem Schatz und über den Schatz arbeitete, den man in dieser Straße bei Grabungsarbeiten gefunden hatte. Als Kunsthistorikerin interessierte sie sich grundsätzlich nur für die mittelalterliche jüdische Geschichte Erfurts, und für diese spielt die Michaelisstraße eine bedeutende Rolle, hier hatten die meisten Juden gewohnt.

Vor der Krämerbrücke bog ich nach links in die Anlage ab. Herr Schneider hob am ersten Baum das Bein, und als er einen Grasfleck unter sich spürte, kauerte er sich hin und erledigte sein Geschäft. Ich sammelte es auf und warf es in den nächsten Mülleimer, bevor ich über die Rathausbrücke zurück zur Michaelisstraße und dann weiter in die Moritzstraße ging. Zu-

gegeben, es war nur ein kurzer Spaziergang, aber wir waren am Nachmittag schon über eine Stunde lang unterwegs gewesen, das musste Herrn Schneider genügen. Und es genügte ihm auch, er war nicht mehr der Jüngste. Als ihn meine Oma aus dem Tierheim geholt hatte, war er schon ausgewachsen gewesen, und dann hatte er ein paar Jahre lang bei ihr gelebt, bis sie vor drei Jahren starb und ich ihn übernahm. Die Tierärztin meinte, er sei vermutlich um die dreizehn, vierzehn Jahre alt, vielleicht sogar schon fünfzehn.

Als ich zu Hause ankam, fand ich meine Mutter und Tamera noch immer ins Gespräch vertieft. Sie hatten ihre Weißt-du-noch-Geschichten offenbar abgehandelt, jetzt war der Schatz an der Reihe. Das hätte ich voraussagen können. Was denn sonst? So eine Chance, die Geschichte des Fundes jemandem zu erzählen, der noch nichts davon wusste, ließ sich meine Mutter nicht entgehen.

»Es war reines Glück, dass der Schatz entdeckt wurde«, sagte sie gerade. »Natürlich hatte ein Archäologe vorher, bevor man mit den Grabungsarbeiten begann, das ganze Gebiet untersucht, und erst als er es freigegeben hatte, wurde der ehemalige Kellerzugang mithilfe eines Baggers eingeebnet. Der Archäologe hatte ungefähr einen halben Meter vor dieser Stelle aufgehört zu suchen. Stell dir das vor: Er hätte die Entdeckung seines Lebens machen können und hat sie knapp verpasst. Bei den Bauarbeiten entdeckte dann einer der Arbeiter die ersten Fundstücke, silberne Becher, eine silberne Schale und eine Kanne, und weil er nicht erkannte, um was es sich handelte, hielt er die Sachen für altes Zinngeschirr und brachte seinen Fund zunächst einmal im Bauwagen unter. Zur gleichen Zeit fand in einem benachbarten Haus eine Ausstellung

früherer Funde von Ausgrabungen in der Altstadt statt. Als dieser Arbeiter die Ausstellung besuchte, erzählte er etwas von einem »schön verzierten Zinnteller«, mit dem man »doch ein bisschen Farbe in das Ganze« bringen könne. Dann übergab er dem Ausstellungsleiter seine Fundstücke. Der Ausstellungsleiter, ein Kunsthistoriker, erkannte natürlich sofort ihren Wert und ließ sich zeigen, wo er die Sachen ausgegraben hatte. Damit begann die systematische Suche und alles andere wurde gefunden, der Schmuck, die Münzen und die Silberbarren.«

»Es ist also nur einem neugierigen Bauarbeiter zu verdanken, dass der Schatz entdeckt wurde?«, fragte Tamara erstaunt.
»Was für ein Zufall.«

Meine Mutter nickte. »Solche Funde sind immer zufällig. Sonst wären die Gegenstände doch längst gestohlen worden. Trotzdem hat der ehemalige Besitzer wohl nicht vorgehabt, seine Wertsachen langfristig unter dem Kellerzugang liegen zu lassen, dazu war das Versteck zu einfach und auch zu wenig geschützt. Er hat seinen Besitz offenbar vorsichtshalber verborgen, um ihn vor Raub und Plünderung zu schützen.«

Wie immer, wenn sie über etwas Historisches referiert, klang ihre Stimme zwei, drei Töne höher und seltsam distanziert, als trage sie etwas Auswendiggelerntes vor, während ich, wenn ich solche Geschichten höre, immer gleich Bilder vor mir sehe.

»Und woher wisst ihr, dass der Schatz genau 1349 versteckt wurde und nicht früher oder später?«

»Das lässt sich von der Datierung der gefundenen Münzen und von der Herstellungsart der Schmuckstücke ableiten, und außerdem davon, dass 1349 das sogenannte Pestpogrom gegen die Erfurter Juden stattgefunden hat.«